

Benjamin Stein: „Tiferet“. Elegien

Das Dilemma des Menschseins

Von Angela Gutzeit

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 28.01.2026

Benjamin Steins „Tiferet“ durchmisst in sieben Elegien verschiedene Schattierungen des Verlusts, in denen sich die Widersprüchlichkeit des Menschseins spiegelt. Ein anspruchsvolles lyrisches Werk, das mystische Traditionen befragt und sich auf die Spuren von Rainer Maria Rilke begibt.

Der Begriff „Tiferet“, den Benjamin Stein als Titel für seine sieben Elegien verwendet, symbolisiert in der Kabbala, der mystischen Tradition des Judentums, die Vereinigung gegensätzlicher Energien zu einem harmonischen Ganzen. Nur ist es mit der Harmonie in Bezug auf den Menschen und seiner Stellung in der Schöpfung bekanntlich kompliziert. Der Zustand des Menschseins, philosophisch gesprochen die *Conditio humana*, wirft mehr Fragen auf als er Antworten gibt.

Der studierte Judaist Benjamin Stein hat sich in seinem Werk immer wieder – ausgehend von der jüdischen Mystik – mit grundsätzlichen Problemen der menschlichen Existenz wie Tod, Leiden, Sinnsuche, Identitätsfindung und Hoffnung in einer von Gewalt und Zerstörung geprägten Welt beschäftigt, zuletzt im Roman „Das Alphabet des Rabbi Löw“ von 2014, einer Überarbeitung seines Roman-Debüts von 1995.

Die entgrenzte Zeit

Dass der Autor nun für sein neues Projekt die lyrische Form der Elegie wählt, hat einen klaren Bezugspunkt: Stein sucht in „Tiferet“ im 100. Todesjahr Rainer Maria Rilkes die Auseinandersetzung mit dessen „Duineser Elegien“. Er nutzt gewissermaßen Rilkes ständiges Changieren zwischen Bildern des ‚falschen Lebens‘ einerseits und einer geglückten Existenz andererseits, um unsere Gegenwart zu befragen, in der sich Gegensätze wie Heimat und Entwurzelung, Gewalt und Geborgenheit, Trauma und Heilung, Schuld und Vergebung zuzuspitzen scheinen.

Aber Stein beginnt seine erste Elegie nicht wie Rilke mit diesem markerschütternden Schrei der Verzweiflung: „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“ Stein beginnt mit einer Hymne an das Kindsein:

Benjamin Stein

Tiferet. Elegien

In deutscher
und englischer Sprache

Verbrecher Verlag, Berlin

80 Seiten

20 Euro

„Ich habe als Kind eine Krone getragen;
golden, glänzend und schwer –
unbändig, wild, Wipfel und Mähne,
ein Schopf, in dem Turmsegler hausten.
Wann immer sie aufstiegen, reckte ich mich,
den Kopf im Nacken, mit offenem Mund,
und folgte gebannt dem gelassenen Gleiten.“

Elegant gleitet auch Steins Sprache, die rhythmisch fließend über das jeweilige Versende hinausdrängt. Allerdings nun der Verlusterfahrung entgegen. Denn das lyrische Ich wechselt schon bald in den Modus der Trauer. Das Kind, das mit Vögeln spricht, wird seiner Umwelt verdächtig. Es fällt aus seinem „Traumnest“, verliert seine Unschuld und sein Weltvertrauen. Das korrespondiert mit Rilkes Vorstellung von der Kindheit als pures Dasein in entgrenzter Zeit jenseits aller Gespaltenheit. Aber dieses Fenster schließt sich wieder. Wie auch bei Stein, wo es heißt:

„Irgendwann musste die Leichtigkeit enden,
die Freizügigkeit ohne Maß.
Meteoriten sind auch nur Verirrte;
fallende Brocken Gesteins, die sich
hingeben, aufgehen in der Berührung und
glühen, um kurz darauf nicht mehr zu sein.
Was uns da aufschien, war eines Anderen Tod.“

Engel und Djinn

Vom Tod der Mutter ist die Rede, vom Verlust der Geliebten und des sprachlichen Ausdrucks angesichts von Vernichtung und Krieg, aber auch des eigenen Versagens. „Panik springt uns aus den Nachrichten an“, heißt es in der dritten Elegie, „Schüsse von Kindern auf Kinder“.

Ineinander verschlungen wechseln nun die Bezüge hin und her – von einer erbarmungslosen Jetztzeit in eine Art ‚Weltinnenraum‘, in dem der Erzähler eine Reise antritt in die jüdische Mystik, die islamische Mythologie und die menschliche Gewaltgeschichte. Auch hier zeigen sich Anklänge an Rilke und seine 1910 unternommene Nordafrikareise. Steins lyrisches Ich tritt durch das Tor Babylons, in der biblischen Genesis das Symbol für die menschliche Hybris, und ruft sich als Begleiter einen Engel und einen Djinn herbei. Wohl wissend, „dass sie erbarmungslos sind?“, heißt es in der 4. Elegie, mit einem Fragezeichen versehen.

So nehmen überhaupt die Fragen zu sowie kursiv gesetzte Einsprüche. Der Engel ist bei Rilke bekanntlich ein zentrales Motiv, ein Symbol des Absoluten, eine Metapher für Sehnsucht und Angst. Man könnte Steins Djinn lesen als die dunkle Kehrseite des Engels und damit als Spiegel für die Janusköpfigkeit der menschlichen Seele.

Nicht leicht zu entschlüsseln

Benjamin Stein hat mit „Tiferet“ ein sehr fein komponiertes lyrisches Werk geschaffen, das übrigens zweisprachig erscheint. Der Autor selbst hat eine englische Version hinzugefügt und damit hier und dort leicht abweichende Bedeutungsräume eröffnet. Zugegeben – das

alles ist keineswegs einfach zu entschlüsseln. Aber vielleicht wäre ja die Entschlüsselung auch gleichbedeutend mit Entzauberung.

Steins Elegien enden mit einem zarten Hoffnungsschimmer. Wo Rilke an den Schluss seiner Verse das Paradoxon des „fallenden Glücks“ setzt, glaubt der Erzähler bei Stein nach seiner inneren Reise an das Wiederfinden der eigenen Sprache. „Noch einmal staunen und träumen und fliegen/ als Turmsegler, Möve und Falke“, heißt es am Ende mit einer zyklischen Anbindung an den Anfang dieser bemerkenswerten Verse.